

einer jungen Rasse mit Europa und Nordamerika zeigt. L. Koch S. J.

Schöne Literatur

Dante. Die ersten zehn Gesänge der Hölle. Deutsch von Hans Deinhardt. 4^o (49 S.) Lauf a. P. 1931, Fahnert Verlag. M 3.50

Wir haben, unter anderem durch Stephen George, wieder die Musik des Wortes empfinden gelernt. Darauf baut diese Übersetzung. Dem ewigen Kunstwerk eines fremden Volkes will sie die unserer Zeit entsprechende Gestalt geben. In vielen Stücken ist sie wörtlicher als andere Übersetzungen. Der Klang des Originals erscheint im deutschen Wort, die Kraft seines Gehaltes ist in deutschen Marmor gehauen. Und doch halten wir das neue Werk als Ganzes nicht für die Übersetzung der Göttlichen Komödie. Uns scheint die Grundvoraussetzung verfehlt. Klang von Vokal und Konsonant und ihr Zusammenhall spielen im Deutschen nicht die Rolle wie im Italienischen. Auch liegen unsere musikalischen Farben mehr in der Melodie des Ganzen als im Tonfall des Einzelwortes. Musik ist ein Formelement unter vielen. Wir brauchen, um die Gestalt des ganzen Werkes zu schaffen, nicht durch die gleichen Mittel in der gleichen Abstufung zu wirken. Und schließlich geht es mit den Kunstwerken wie mit den Menschen: Deutsche und Italiener werden immer Deutsche und Italiener bleiben. Wer sich in andere hineinversetzt, wird ihre persönliche Art verstehen und dadurch selbst wachsen, aber er wird sich nicht in die fremde Nationalität verwandeln. Nur das Ewigmenschliche schenkt eine Nation der andern. Das heißt hier: Vollkommene Übersetzungen gibt es nicht.

Aus dem uns irrig scheinenden Grundsatz kommt Deinhardt zu andern Hilsgedanken, die wir ebenfalls ablehnen. Er will z. B. seine Sprache in der „Sprachjugend“ der Vergangenheit aufsuchen, wie auch Dantes Sprache jugendliches Italienisch war. Wir wollen nicht erörtern, ob das Deutsche des 13. Jahrhunderts noch so frei und willkürlich war, wie Deinhardt meint. Wir müßten unsere Ablehnung länger begründen. Die glückliche Wiederaufnahme so mancher jungfräulich kraftvoller Worte darf uns

nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß viele Worte und Formen von damals uns heute stoßen. Wir werden solche Worte und Fügungen auch in einer „Übersetzung“ Wolframs etwa (an dessen Sprache mich Deinhardt oft erinnerte, was sicher kein Tadel ist) „übersetzen“. Hier eine ganz kleine Sammlung, die oft dem Reime (!) entnommen ist: Formen wie Saumnis, bestund, starkte, sahe, fahe (fing), kömmst, Scheffmann, sümptig, gefassen (gefaßt), gerissen (bewandert; ist das jugendliches Deutsch?), boll (bellte), lagens (lagen sie) — oder Worte wie Geschlapp, Geschwurm, Schwelk, Geschmacht, schlierig. Dennoch hat Deinhardt unbestreitbar das Verdienst des neuen, starken Versuches, der dem Nachdichter einer zukünftigen deutschen Göttlichen Komödie viele Steine aus dem Wege räumt und viele Tore öffnet.

H. Becher S. J.

Die Tenne. Gedichte von Ruth Schaumann. 8^o (237 S.) München o. J. (1931), Kösel & Pustet. Geb. M 6.—

Fruchtschwere Garben, Ähre um Ähre, werden in die Tenne gebracht. Und nun flüstert es drinnen von Erdkrume und lachendem Himmel, von Sämann, Lerche und Ernte. Doch das alles ist nur da, um Weg zur Gemeinschaft des Findens und Glaubens zu werden, um symbolisch das Menschenschicksal der reinen Liebesergebung in die Höhe der Erfüllung im Kinde zu weiten. Der neue Gedichtband mit seinen hunderten von Liedern in alter und neuer Weise teilt weithin die bekannte Eigenart der begnadeten Frau. Unerwartet persönlich sind die Aschaffenburg-Sonette. Immer wieder wird zart und scheu an das Geheimnis der Schöpfung gerührt. Der Dinge Verhangensein mit Ewigkeit soll sich als Siegel zerbrechen lassen: das erst heißt lebendig sein; Leben aber „heißt Tod erfahren, Tod erfahren aber ist Ewigkeit“ (90). H. Fischer S. J.

Im Kampf der Zeit. Von Tim Klein. 8^o (324 S.) München 1930, Knorr und Hirth. M 5.50

Die zum Teil bereits in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ und verschiedenen Monatsschriften veröffentlichten Aufsätze wollen vor allem das künst-

lerische Schaffen in der Literatur und auf der Bühne werten. Dabei offenbart sich der Verfasser als geistvoller, überaus ernster Kritiker. Umfassendes Wissen und eine geschlossene Lebensauffassung ermöglichen es ihm, die einzelnen Kulturwerte in die Gesamtkultur einzubauen. „Kulturwille heißt nicht Wille, alles mögliche zu machen, sondern Kulturwille heißt, den Menschen in der Gesittung erhalten, aus der heraus er wieder Sterne sieht, sich fühlt als Geschöpf und Schöpfer, der seine eigenen Geschöpfe unter sich hat“ (S. 97). Darin liegt das Bekenntnis zu einer Philosophie, die gleichweit entfernt ist von einem schwärmerischen Pantheismus und einem billigen Materialismus. Verschiedentlich läßt der Verfasser auch religiöse Gedanken mitsprechen oder doch mitklingen. Diese, in protestantischer Überzeugung wurzelnd, können freilich den Katholiken nicht immer befriedigen. Die letzten Essays legen die Mängel unserer Theaterkritik und vor allem der Bühnenschöpfungen und Auführungen klar. In zwei Tragödien „Der Tod des Mirabeau“ und „Der Prophet“ (Bauernkrieg 1525) zeigt sich der Verfasser selbst als kraftvollen Gestalter. Die Einführung des Buches erzählt von Kleins elsässischer Heimat, von seinen Vorfahren und Jugendtagen. Schon als Kind erlebte er im Schicksal seiner umkämpften Heimat den „Kampf der Zeit“, in den er dann selber eintrat, um für eine echte Geisteskultur seines Volkes zu streiten. G. Waldmann S. J.

Gedanken. Von Richard v. Schaukal. kl. 8^o (193 S.) München 1931, Georg Müller. M 4.50

Aus einer Einsamkeit, ohne Neugier und Neid entstanden, sind diese Sprüche und Gedanken Begleiter auf einem jahrelangen Wege gewesen und jetzt zur Ernte des Lebens geworden. Getragen durch das ernste Bekenntnis zu aristokratischem Wesen, sprechen sie in ihrer geglätteten Form die traditionshafte Gebundenheit an die höchsten Werte einer menschlich schönen Kultur aus. Schaukal läßt bis in den Ausdruck hinein die Art seines geliebten E. T. A. Hoffmann noch einmal zur Sprache gelangen. Im Durchbrechen des Zeiturteils und im starken Glauben an die Macht des im Geblüt gegebenen Persönlichen zeigt

sich deutlich die Eigenart des Dichters, dem Wille zu Form und Gesetz alles gilt, „denn Freiheit entrechtet“. Und der Sinn der Welt? „Manchmal schlägt er in der Kunst das unergründliche Auge auf.“ Kunst aber ist ihm vollkommenes Leben, und leben heißt „den Opfergang zum Tode gehen“. Am reinsten erscheint Schaukals Art und Wille dort, wo er den Weg zum Kinde tröstend und getröstet geht. H. Fischer S. J.

Gespenster am Toten Mann. 8^o (263 S.) 35.—40. Tausend. Köln 1932, Gildeverlag. Geb. M 4.50

Feldgrauschafft Dividende. 8^o (327 S.) Köln 1932, Gildeverlag. Geb. M 4.50

Beide von P. C. Ettighoffer.

Auch wer Renn, Remarque und Dwinnger gelesen hat, wird durch Ettighoffers Bücher von Krieg und Kriegsgefangenschaft gefesselt. Das Frontleben im Westen und Osten mit Trommelfeuer, Angriff und Verteidigung, Gas- und Tanküberfall entfaltet Schrecken, die sich bis zur Geisteszerrüttung steigern. Die Vision des Irrsinnigen, der am Toten Mann die Gefallenen in den Wolken weiterkämpfen sieht, geht wie ein Kehrreim durch Graben-, Lazarett- und Urlaubs-erlebnisse. In der zweiten Marneschlacht verwundet und gefangen, wird Ettighoffer nach Südfrankreich gebracht. Flucht nach der Front, erneute Gefangennahme, Straflager, Kohlenförderung im Bergwerk, nach dem Waffenstillstand Aufräumarbeit im zerstörten Gebiet, all das bringt Spannung in die Erzählung der Gefangenschaft. Die Schilderung ist realistisch; Erotisch-Sexuelles wird nicht ausgemalt, aber auch nicht unterschlagen.

„Feldgrau“ trägt den Vorspruch: „Die Kriegsgefangenschaft ist eine der schrecklichsten Folgen des Krieges.“ Und im Nachwort versichert der Verfasser: „Dies Buch ist keine Dichtung, sondern ein bitteres Erlebnis.“ Den Sinn des ersten Buches spricht kurz vor seinem blutigen Ende ein Mann aus, der seine Soldatenpflicht bis zum letzten Hauch erfüllte: „Das größte Verbrechen an der Menschheit ist der Krieg.“ Ettighoffer will durch lebendige Vergegenwärtigung moderner Kriegführung und ihrer Folgen die Einsicht wecken, daß diese Art Krieg als Mittel zu politischen Zielen